Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 36 (1937-1938)

Buchbesprechung: Bücheranzeigen = Comptes-rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Notiz.

Im Jahrgang 35 des Archivs, S. 205 ff. haben wir die Erklärung einer kabbalistischen Inschrift in Diebold Schillings Bilderchronik durch Professor O. Lauffer gebracht. Leider war dem Herrn Verfasser und uns unbekannt geblieben, dass H. Goetz schon 1930 im Anz. f. schweiz. Alt. S. 187—190 den Schlüssel zu dieser Geheimschrift gefunden hat. Er hat auch die erste Hälfte des Spruchs in Klarschrift auf 2 anderen Blättern der Chronik entdeckt. Die Deutung ist damit umso zuverlässiger, da sie die beiden Forscher auf verschiedenen Wegen gefunden haben. Red.

Bücheranzeigen. — Comptes-rendus.

Alfred Vierkandt, Familie, Gesellschaft und Staat in ihren gesellschaftlichen Lebensvorgängen. Eine Einführung in die Gesellschaftslehre. VIII und 150 S. Stuttgart, F. Enke, 1936. RM. 3. 40, geb. 4. 80. — Eine meisterhafte Einführung in ein Hauptgebiet der Soziologie, die Lehre von der Gruppe. Jede Seite des knapp, klar und lebendig geschriebenen Büchleins zeigt, dass die Probleme von allen Seiten her angepackt und mit philosophischem Sinn — obwohl die Philosophen kaum genannt werden — und menschlicher Wärme bis zur Reife durchdacht sind. Sehr schön wird die gesellige Naturanlage des Menschen herausgearbeitet, seine nicht individuell und nicht egoistisch gerichteten Triebe, aus denen das sittliche Verhalten naturgemäss hervorgeht; nicht minder deutlich kommen die überindividuellen Gemeinschaftskräfte, der „Gruppengeist", heraus. Es ist schön, dass die individualistische Anlage des Menschen in ihrer Bedeutung und ihrem Wert trotzdem immer wieder betont wird; denn eine halbe Wahrheit ist keine, und einseitige Beleuchtung fälscht. Bei dem allgemeinen und so stark aufs Praktische gerichteten Interesse, das in unserer sich wandelnden Ordnung den Problemen der Soziologie entgegengebracht wird, darf man für eine so objektiv gerechte Darstellung besonders dankbar sein. Die Volkskunde hat hier viel zu lernen; über das Wesen von Sitte und Gemeinschaft z. B. wird Ausgezeichnetes gesagt. K. M.

R. R. Marett, Glaube, Hoffnung und Liebe in der primitiven Religion. Eine Urgeschichte der Moral. Autorisierte Übersetzung von E. Schüler. Stuttgart, F. Enke, 1936. XI und 190 S. — Der Titel des vorliegenden Buches könnte befürchten lassen, der berühmte Oxforder Anthropologe habe die Absicht, die primitive Religion mit nicht adäquaten Maßstäben zu messen; doch werden nicht nur „diese drei", sondern auch Furcht, Lust, Grausamkeit, Neugier, Bewunderung in gleichberechtigten Kapiteln abgehandelt. In dieser Einteilung, also nach den wichtigsten Kategorien des Gefühlslebens, wird die

primitive Religion in ihren hauptsächlichsten Äusserungen betrachtet; der Vorrang des Gefühlsmässigen, des Emotionalen, für Entstehung und Wesen der Religion wird so eindrücklich herausgearbeitet, der bis heute weit überschätzte Anteil des verstandesmässig logischen Denkens stark zurückgeschnitten. Neben dieser Hauptthese — Gefühlsgehalt der primitiven Religion das Entscheidende — wird mit nicht weniger Glück und Geschick eine zweite verfochten: die positiven, edleren Eigenschaften der menschlichen Natur, wie Liebe und Hoffnung, seien auch schon auf den niedersten Entwicklungsstufen biologisch notwendig und „lebenfördernd". Der Nachweis, dass tapfer gläubige, optimistische Hoffnung der mächtigere Motor primitiver Religiosität sei als die allzuviel berufene Furcht, gehört zu den besten Ergebnissen des Buches. Oft will uns scheinen, man könnte tiefer graben; das Kapitel über die Liebe z. B. ist erstaunlich dürftig ausgefallen. Verblüffend ist die Rückständigkeit des illustren Autors in den Problemen der Geschlechtsverhältnisse und der Entwicklungsgeschichte von Familie und Gesellschaft; doch scheinen, nach einer Bemerkung von Preuss im Geleitwort, auch andere englische Forscher an so ehrwürdigen Irrtümern festzuhalten. Das Buch, aus Vorlesungen vor einem gemischten Publikum hervorgegangen, ist mit seiner inhaltsreich gedrängten Sprache und mit dem bei aller würdigen Haltung gern angenommenen Ton überlegenen Witzes (der oft dem Schnoddrigen sich nähert) nicht immer leicht und angenehm zu lesen, mag aber für englische Art bezeichnend sein; bezeichnend für den Engländer ist aber auch die weite, tief im Humanismus verwurzelte Bildung. Im Ganzen ein bedeutendes und eigenwilliges Buch, dessen Hauptthesen höchst beachtenswert und fruchtbar sind; es hat trotz einiger Absonderlichkeiten die Übersetzung wohl verdient. K. M.

Herman Lommel, Die alten Arier. Von Art und Adel ihrer Götter (= Religion und Kultur der alten Arier. Darstellungen und Untersuchungen hg. v. H. Lommel Bd. 1). 158 S. Frankfurt a. M., Klostermann, 1935. — Über die wirklichen alten Arier, also die ältesten Perser und Inder indogermanischen Stamms, einen Kenner in gemeinverständlicher Weise sprechen zu hören, wird heute vielen willkommen sein. Ganz leicht wird es dem Leser freilich nicht gemacht; gar bald sieht er sich in ernsthafte Untersuchungen und Polemiken verstrickt. Ihr Ziel ist, einzelne „Gestalten" altarischer Götter — etwa im Sinne W. F. Ottos — aus ihrem eigenen Wesen heraus und mit Fernhaltung nicht adäquater Maßstäbe zu erfassen; erfreulich oft kommen dabei die Quellen selbst zu Wort. Ursprünglich arisches und von der Urbevölkerung übernommenes Glaubensgut wird zu scheiden versucht. Ungern wird hier der Volkskundler die von dem genialen Adalbert Kuhn aufgebrachte und später oft wiederholte Deutung der Marut als des „wilden Heeres" preisgeben; ihre finstere Seite soll nach L. unarisch sein. Die Entscheidung hat natürlich der Indologe zu treffen. Aber der Volkskundler darf vielleicht ganz bescheiden darauf hinweisen, dass das „wilde Heer" bei den Germanen, wie man erst neuerdings immer deutlicher sehen und besser verstehen gelernt hat, genau das gleiche Janusantlitz trägt: wild, grausig und gefährlich einerseits, gütig, Segen und Fruchtbarkeit spendend anderseits. L. geht auf diese berühmte Gleichung nicht ein; sie mag aber für das Verständnis einer Erscheinung, die so Widersprechendes in sich vereinigt, vielleicht doch lehrreich sein.

K. M.

Die Indogermanen- und Germanenfrage. Neue Wege zu ihrer Lösung (= Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik, herausgegeben von W. Koppers, Jahrg. 4). 787 S. A. Pustet, Salzburg-Leipzig, 1936. — Die vergleichende Sprachwissenschaft, die die Verwandtschaft der indogermanischen Stämme zuerst nachgewiesen hat, ist auch in der Erforschung der indogermanischen Kultur bisher führend gewesen und wird weiterhin Entscheidendes zu sagen haben. In dem vorliegenden imposanten Werk wird von verschiedenen führenden Gelehrten und von jüngeren Forschern von mehreren Punkten aus die gewaltige Aufgabe in Angriff genommen, die Kultur der Indogermanen mit den Erkenntnissen und Methoden der vergleichenden Völkerkunde, der Ethnologie, zu erhellen. So verschieden und verschieden wertvoll die einzelnen Beiträge sind, zwei Dinge haben sie gemeinsam: ausgedehnte Gelehrsamkeit und jenen Mut, zu irren, ohne den grosse und neue Erkenntnisse nicht zu gewinnen sind. Am meisten in Schraders Art ist wohl der umfang- und kenntnisreiche Beitrag seines Schülers Nehring gehalten, die „Studien zur indogermanischen Kultur und Urheimat". Closs' „Religion des Semnonenstammes" ergeht sich in weit gespannten und kühnen Kombinationen; wenn zu der arbeitsfrohen Begeisterung des Forschers für ein unendliches und umfassendes Wissen straffe Disziplin und entsagende Beschränkung sich einfinden, so dürfen wir noch Vorzügliches erwarten. Hier freilich wäre weniger mehr gewesen; bei eindringlicherer Beschäftigung mit den Problemen der antiken Religionsgeschichte z. B. wäre das Urteil gewiss oft weniger zuversichtlich ausgefallen. Mit „Rossweihe und Pferderennen im Totenkult der kaukasischen Völker" macht uns Bleichsteiner bekannt; ein ganz vorzüglicher und hochinteressanter Beitrag, der sich freilich auf ein ganz bestimmtes Gebiet strenge beschränkt. Slawik bringt kostbares Material über japanische Maskenbräuche; sie scheinen eine verblüffende Ähnlichkeit mit Bräuchen zu haben, wie sie für die ältesten Formen des Maskentreibens bei den Germanen zu erschliessen sind (Besuche der Totengeister). Seltsam, dass dem Verf. die reichen und schlagenden primitiven Parallelen unbekannt zu sein scheinen. Auf die in Aussicht gestellten Arbeiten seines Gewährsmanns, des japanischen Forschers Oka, werden wir jedenfalls sorgsam achten. Koppers selber steuert eine durch Gelehrsamkeit wie glückliche kritische Vorsicht gleichermassen ausgezeichnete Arbeit über Pferdeopfer und Pferdekult bei. Nur eben nennen können wir noch den Beitrag von Amschler über die ältesten Funde des Hauspferdes, weiter diejenigen von Brandenstein, Childe und Pittioni.

Mag auch spätere Forschung manches korrigieren müssen: unter Koppers' Führung sind hier wirklich neue und bedeutsame Wege zur Lösung einer grossen und heute besonders interessierenden Frage beschritten worden. Die neuen Möglichkeiten der heutigen Wissenschaft verpflichten auch zu schwierigen und unbequemen Versuchen. Ein besonderes Lob bedeutet es heute, dass rassische und gefühlsmässige Voreingenommenheit vollständig unbeteiligt geblieben ist. K. M.

Karl Helm, Altgermanische Religionsgeschichte. Bd. II: Die nachrömische Zeit. I: Die Ostgermanen. 76 S. Heidelberg, C. Winter, 1937. — Mit aufrichtiger Freude begrüsst man diese Fortsetzung von Helms vorzüglichem, vorbildlich zuverlässigem Werk; hocherfreulich klingt auch die Nachricht, dass nach Erscheinen von Teil 2 und 3 des 2. Bandes eine Neubearbeitung des

1. Bandes folgen soll. Möge es Helm vergönnt sein, zum Nutzen aller diese Pläne einem glücklichen Ende zuzuführen! Zum Lob des Werkes etwas zu sagen erübrigt sich. Schade nur, dass S. 62 der Neujahrsmaskenbrauch der Goten am Hofe von Byzanz nicht ausgewertet wird, weil — wie wohl als erwiesen gelten kann — das von ihnen vorgetragene Lied eine lateinische Akklamation und kein gotischer Hymnus sei. Der Maskenbrauch ist davon getrennt zu betrachten und ohne Zweifel als ein kostbares Zeugnis zur gotischen Religion zu bewerten (s. Hwb. dtsch. Abergl. 5, 1755 ff.). K. M.

J. de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte. (Grundr. d. german. Philol. 12, 1 und 2) 2 Bde. Berlin, W. de Gruyter, 1935 und 1937. M. 9. — und M. 12. — Der erste Band enthält die vorgeschichtliche Zeit und die Religion der Südgermanen, der zweite die Religion der Nordgermanen. De Vries sieht seine Aufgabe darin, die Hauptfragen mit Benützung der wichtigsten Literatur herauszuarbeiten und dabei die verschiedenen Auffassungen zu Worte kommen zu lassen. Eine Darstellung der südgermanischen Religion wird immer etwas Unbefriedigendes sein bei dem Mangel an Quellen, und der Verf. muss sich oft auf ein Abwägen der Hypothesen beschränken. Besser steht es bei der nordischen Religion; darum kann de Vries hier auch eine Schilderung des religiösen Gefühls und Denkens geben. Dem Material, das die Volkskunde liefern kann, steht de Vries sehr skeptisch gegenüber. Wir verstehen ja wohl, dass man früheren und neuesten Strömungen gegenüber, die überall Spuren des Heidentums sehen wollen, zurückhaltend sein muss; der tausendjährige Einfluss des Christentums hat gewiss bis in kleine Züge umformend gewirkt. Aber de Vries scheint mir doch an manchen Stellen zu viel Gewicht zu legen auf die Möglichkeit einer Entlehnung aus der Antike oder einer christlichen Neubildung. Er gesteht Meisen (Nikolauskult) zu viel zu; auch Mackensens Auffassung der Korndämonen muss erst gründlicher geprüft werden. Mit Recht vorsichtig ist de Vries dagegen in der Ausdeutung der berühmten Steinzeichnungen. Die ethnographischen Parallelen sind nicht überall abzulehnen, wenn sich doch in vielen Fällen eine primitiv-religiöse Schicht feststellen lässt. Freilich darin sind wir mit de Vries durchaus einverstanden, dass die Hauptarbeit einer Ausscheidung von christlichem und altheidnischem Gut und besonders einer Darstellung der Umformung noch geleistet werden muss. P. G.

Robert Stumpfl, Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas. XIV und 447 S., 4 Tafeln. Berlin, Junker & Dünnhaupt, 1936. — Zwei Formen des Schauspiels sind von den Germanen selbständig entwickelt worden: das Fastnachtspiel und das kirchlich-liturgische Drama. Erst in neuester Zeit ist, m. E. richtig, der deutsche Maskengebrauch sicher als autochthon erkannt und das Fastnachtspiel als eine natürliche Entwicklungsform des Maskenlaufens nachgewiesen worden; für das kirchliche Drama, das die mittelalterliche Kirche nicht nur in Deutschland pflegte, nahm man Ursprung aus der Liturgie an. Nach Stumpfl liegen aber auch diesen Schauspielen volkstümliche Kultspiele des germanischen Heidentums zu Grunde, die die Kirche mit einer raffinierten „Amalgamierungstaktik“ zu ihrer heiligen Geschichte umdeutete. Grablegung und Auferstehung Christi haben Tod und Wiederbelebung eines heidnischen „Jahresgottes“ „amalgamiert“, das Christkind in der Wiege war ursprünglich der neugeborne „Jahresdämon“; der

Wettlauf der Apostel zum Grabe ist aus dem „kultischen Frühlingswettlauf“ hervorgegangen, der Herodes des Dreikönigspiels aus dem König des Narrenfestes usw. Es ist kein Zweifel und ist im Ernst nie bestritten worden, dass volkstümliche Elemente auch ins kirchliche Spiel eingedrungen sind, urwüchsiges und derbes Brauchtum, das in der Kirche von heute gänzlich undenkbar und unserm heutigen Empfinden ungehörig und anstössig im höchsten Grad erscheint; das Mittelalter empfand anders. Über Umfang und Herkunft dieser Elemente ist das letzte Wort noch lange nicht gesprochen; wohl möglich, dass sich ihr Anteil als bedeutender herausstellt als man glaubt. Im kirchlichen Gesang wollen manche Musikhistoriker schon in den Tropen Tuotilos Einflüsse volkstümlicher Musikübung erkennen; warum nicht? Singt man doch heute in gewissen schweizerischen Kirchen das „Tantum ergo“ auch nach den Melodien des Beresinaliedes oder des „Heisst ein Haus zum Schweizerdegen“! (Beobachtung von H. in der Gand.) Tänze, Gelage und Maskentreiben, unzweifelhaft heidnische Bräuche, hat die mittelalterliche Kirche vielfach gesehen; dass alte Maskengestalten und Maskensitten auch ins geistliche Schauspiel Aufnahme gefunden haben, ist gewiss. Aber nun das liturgische Spiel aus solchen Ursprüngen ableiten zu wollen, das ist — man verzeihe das harte Wort — gänzlich absurd, und Stumpfl ist denn auch weit davon entfernt, seine These bewiesen zu haben. Zunächst ist sein germanisches „Jahresdrama“ eine Hypothese, die weder durch Almgrens Deutung der schwedischen Felsbilder noch durch die Parallelen mit Dionysos und Tammuz noch durch die Doktorszenen der Fastnacht- und Schwerttanzspiele wahrscheinlich wird; auch die Ausführungen englischer Forscher wie Frazer, Cornford, Harrison und Chambers, auf die sich St. hauptsächlich stützt, sind grossenteils sehr fragwürdig. So ist das ganze Fundament brüchig. Eine höchst mangelhafte und oft konfuse Vorstellung von den Bräuchen primitiver Völker, denen trotz grundsätzlicher Abneigung des Verf. nicht unbeträchtliche Beweiskraft zugemessen wird, kommt hinzu. Wo findet sich etwa bei primitiven Feiern die „Initiation des Gottes (!) oder Dämons im Jahresdrama“ (316)? Die Menschen, nicht die Götter bedürfen der „Initiation“. Und endlich geht dem Verf. wirkliches Verständnis des katholischen Mittelalters durchaus ab. Der mittelalterliche Mensch glaubte an die heilige Geschichte und liebte sie; gewiss ist das „Kindlwiegen“ nicht die „Erfindung eines poetischen Kopfes“, wie Böhme meinte (St. 425), wohl aber die eines frommen Gemüts, dem das Wort allein nicht genügte und das mit aller Inbrunst nach Vergegenwärtigung, nach lebendiger Teilnahme an diesem wunderbaren Geschehen drängte. Hier, in diesem echt volkstümlichen und echt religiösen Bedürfnis, hier liegen die Ursprünge des heiligen „Dramas“; von hier aus wird verständlich, wie diese Vergegenwärtigung gerade an den Höhepunkten christlichen Lebens und Erlebens, an Ostern und an Weihnachten dem frommen Verlangen entgegenkommen musste (vgl. neben Useners berühmten Arbeiten etwa Brinkmann in den „Xenia Bonnensia“ 1929). Aber hiefür hat St. kein Verständnis und — er will keines haben. Wir können diese jugendliche, mit blinder Leidenschaft dem echt Germanischen zugewandte Ausschliesslichkeit wohl verstehen, und wir vermögen diese heisse Liebe für das echte Volksgut, diesen heiligen Zorn auf seine Verkleinerer und Verächter wohl zu würdigen; aber wahre Wissenschaft verlangt zu einem warmen Herzen auch einen kühlen Kopf mit klaren und hellen Augen. Wo das fehlt, da kommt es wie hier: ein fleissiges, sehr kenntnis-

reiches Buch mit manchem Gutem und Interessantem, aber übereilt und in seinen Grundthesen völlig verfehlt, das von der Vergangenheit, wie sie wirklich war, ein im Grund höchst eintöniges, verworrenes und falsches Bild entwirft und dem seelischen Leben gegenüber, dem es sich mit leidenschaftlicher Absichtlichkeit verschliesst, ahnungslos bleibt.

Der Verfasser, eben als Ordinarius nach Heidelberg berufen, ist vor kurzem in den Bergen tödlich verunglückt. Wir glaubten bei aller ehrerbietigen Trauer um den Verlust eines so jungen aufstrebenden Forschers doch der Wahrheit die Ehre geben zu müssen. K. M.

Volkskundliche Gaben John Meier zum siebzigsten Geburtstag dargebracht. Mit einem Bildnis und 15 Tafeln. Berlin und Leipzig, de Gruyter, 1934. 314 S. — Eine nicht nur äusserlich prächtige, sondern auch selten gehaltreiche Festschrift, die Zeugnis ablegt für die Verehrung, deren sich John Meier bei allen Vertretern der Volkskunde, den bewährten und berühmten Gelehrten wie der jungen Generation in seiner Heimat wie im Ausland erfreut. Und weiss Gott mit Verdienst erfreut! Es ist hier nicht der Ort, das Lob des Gefeierten zu singen; aber an seine verdienstvolle Tätigkeit als Leiter unserer Gesellschaft, an seine noch unvergessene Lehrtätigkeit an der Universität Basel dürfen wir hier doch dankbar erinnern.

Die Beiträge halten ausnahmslos ein sehr hohes, ja oft vorbildliches Niveau; niemand macht mit einem mageren Hinweis auf eine anderswo erschienene Arbeit nur der Reklame wegen formelle Reverenz, wie das in Festschriften ärgerliche Sitte ist; überall reife, wohldurchdachte und solid geschichtlich gearbeitete Wissenschaft. Der Band bietet mit seinem vielgestaltigen Inhalt ein vorzügliches und imponierendes Bild der heutigen, wissenschaftlichen Volkskunde. Eine Vorzugsstellung ist mit Recht der besonderen Liebe John Meiers, der Volksliedforschung, eingeräumt; heben wir etwa den Beitrag Rankes zum Thema „Kunstlieder im Volksmund" hervor, Seemanns humorvolle Studie über „Bierlala" oder Schewes Neuentdeckung einer alten Ballade „Die Wette"; sie ist nur in einem deutschen, auf der Basler Universitätsbibliothek aufbewahrten Druck des 16. Jahrhunderts überliefert und soeben von John Meier allseitig und meisterhaft im grossen Volksliedwerk behandelt worden. Alle Arbeiten zu nennen oder gar zu charakterisieren verbietet der Raum; einige, die dem Rezensenten besonders bedeutsam oder reizvoll erscheinen, möge anzuführen verstattet sein. Sehr glücklich führt Götze in die Namenkunde den Begriff der „mittelbaren Berufsnamen" ein, die den Bürger, besonders den Handwerker, nach Dingen seiner gewerklichen Umwelt, nach Werkzeug, fertiger Ware, Arbeitstracht und -vorgang benennen, wie Knieriem, Häfele, Panzer, Nagel, Weck, und die viel häufiger sind als die „Schleifnamen" der Gesellen in der Zunftstube, wie Kaiserysen, Springindess, Bosshammer u. ä. In ein wenig betretenes, auch sonst schon mit Erfolg von ihm bearbeitetes Gebiet führt Spamer mit der anziehenden Untersuchung über das volkstümliche Scherzbild „Kredit ist tot"; in unsern schweizerischen Pinten pflegte der Wirt früher seinen Gästen das gleiche Prinzip mit dem Satze „Hier wird nicht gepumpt" zu verkünden. Damit sei's genug; nur die Freunde und Schüler Meiers aus der Schweiz, Hoffmann-Krayer, Bächtold und Geiger seien mit ihren Beiträgen noch besonders genannt. Wer sich ein Bild vom heutigen Stand der volkskundlichen Forschung machen will, greife zu diesem Buch. K. M.

Jahrbuch der volkskundlichen Forschungsstelle (Veröff. der Volksk. Forschungsstelle am Herderinstitut zu Riga. Bd. 4). Riga, E. Plates, 1937. 8°. 144 S. M. 2. 40. — Das Jahrbuch enthält verschiedene Artikel zur deutsch-baltischen Volkskunde. Diewerge zeigt, wie die Gesellennamen als Brauchtumsnamen entstanden sind. Mackensen erklärt einen interessanten alten Kalenderstab. Masing bringt Volkslieder der baltischen Deutschen; eine deutsche Unterschicht ist hier Trägerin des Liedes; es haben sich eigenartige Varianten entwickelt. Redlich stellt gemischtsprachliche Dichtung im Baltikum zusammen. P. G.

L. Mackensen, Bibliographie zur deutsch-baltischen Volkskunde (Veröff. d. volksk. Forschungsstelle am Herder-Institut zu Riga, Bd. 4). Riga, Plates, 1936. — Die Bibliographie hat eine Unmasse von Material zusammengefasst. Allerdings war dies nur dadurch möglich, dass bei den einzelnen Sachgruppen Verweise auf die einschlägige Literatur zusammengestellt wurden; Verfassernamen sowie Titel der Arbeiten werden meist nicht gegeben. P. G.

L. Mackensen, Volkskunde in der Entscheidung. (Philosophie und Geschichte H. 63). Tübingen, Mohr, 1937. 8°, 48 S. M. 1.50. — Mackensen will der Volkskunde, die sich über Grundlagen und Ziele noch nicht klar sei, die Richtung weisen, damit sie die ihr zukommende Rolle spielen könne. Alle Sonderzweige müssten sich ausrichten auf das gemeinsame Ziel: Erkenntnis der deutschen Volkspersönlichkeit. Die Ergebnisse seien dann zum Gesamtaufbau der Kultur nutzbar zu machen; denn die Volkskunde sei eine politische Wissenschaft. Wir können manche Forderungen Mackensen, die eine Vertiefung und eine Vermeidung der Zersplitterung verlangen, unterstützen; anderes erscheint uns unklar. So wird die Traditionsgemeinschaft schöpferisch genannt, ohne dass es erklärt wird. Wenn Mackensen „Volkskunde“ sagt, meint er eigentlich „deutsche Volkskunde“; der Begriff „politische Wissenschaft“ bleibt unklar. Solche Sätze wie (S. 34) „jeder wirklich geglaubte Glauben ist fromm“ sollten nicht bloss hingeworfen werden. Ich glaube doch, dass mit der Einschränkung der Aufgabe auf die Bestimmung der Eigenart des eigenen Volks der Umfang der Volkskunde als Wissenschaft nicht ganz erfasst ist. P. G.

K. Kaiser, Atlas der pommerschen Volkskunde (Textband 333 S., Kartenmappe: 44 Karten). Greifswald, L. Bamberg, 1936. — Neben dem deutschen Volkskundeatlas, der jetzt im Erscheinen begriffen ist, sind solche landschaftlich begrenzte Atlanten eine sehr wertvolle Ergänzung. Der vorliegende ist durch Aufnahmen in den Jahren 1930—36 entstanden; rund 1000 Mitarbeiter haben das Material zu den Karten geliefert. Und Kaiser gibt im Textband einen genauen und ausführlichen Kommentar. Das Werk will nur Gegenwartsvolkskunde geben. Ausser eigentlich volkskundlichen Erscheinungen ist auch die Wortgeographie herangezogen worden, meiner Ansicht nach fast zu häufig. Vorsichtig wird den Fragen nachgegangen, wie sich die Beziehungen mit dem Norden entwickelt haben und wie man sich zur Behauptung von slavischen Einflüssen zu stellen habe. Um darauf sichere Antworten zu erhalten, wird es noch weitere Arbeit und weitere Karten brauchen. Besonders reizvoll wird es sein, künftige Atlanten anderer, komplizierterer Landschaften mit der vorliegenden Darstellung zu vergleichen. P. G.

E. Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche. 4. Aufl. Leipzig, Teubner, 1936. M. 2. 70. — Die neue Auflage dieses nützlichen Büchleins ist stark umgearbeitet. Fehrle hat den Abschnitt über das Menschenleben weggelassen, hauptsächlich um Raum für Erklärungen zu bekommen. Darum ist auch der Text durch Einschübe und Änderungen erweitert und oft auch in Kleinigkeiten modifiziert. Der Verf. sucht im Gegensatz zu der früheren Fassung stärker das Deutsche herauszuheben, er verfolgt die Linien nach rückwärts bis ins Heidentum, und er will auch, wie mir scheint, dem Christentum nicht mehr so viel Einfluss auf das Brauchtum zugestehen. In der Deutung des Symbolhaften geht er für mein Empfinden oft zu weit (z. B. Hakenkreuz). Aber da er überall die neue Forschung berücksichtigt, auch in den Anmerkungen Literatur gibt und manche eigene Erklärungen versucht, bleibt das Büchlein in seiner knappen Form eine gute Einführung in das Jahresbrauchtum. P. G.

Paul Geiger, Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch (= Deutsches Volkstum, hg. von John Meier Bd. 5). Berlin und Leipzig, de Gruyter, 1936. VII und 226 S. Geb. RM. 4. 80. — Eine knappe Gesamtdarstellung des gesamten deutschen Brauchtums, also eines ebenso umfangreichen wie schwierigen Gebiets, ist keine leichte Aufgabe; sie ist hier unstreitig mit Geschick und Glück gelöst. Die Darstellung ist reich an Mitteilung von Tatsachen, ohne in der Überfülle des Stoffes zu ersticken; sie behandelt Grundsätzliches über Wesen und Funktion der Sitte mit Klugheit und Takt, ohne sich in spekulative Wagnisse zu verirren; sie berichtet sauber und zuverlässig über Deutungen und Deutungsversuche, ohne auf diesem besonders schwierigen Gebiet mit lauten Phrasen Sicherheit vortäuschen zu wollen. Der Verfasser weiss, dass gerade im Deuten die Meinungen noch sehr verschiedenartig sind, und der Rezensent kann darum die vorsichtig skeptische, ja gelegentlich sogar schwankende Haltung wohl verstehen, ohne sie überall teilen zu können. Aber auf diese Dinge kommt es dem Verfasser auch gar nicht in erster Linie an; ihn interessiert vor allem der lebendige, gegenwärtige Brauch, seine ordnende, befriedende, das Leben sichernde und steigernde Funktion, seine Wandlungen und Anpassungen an die veränderten Formen des Lebens, der Gesellschaft, der Wirtschaft. Hier gibt der Verfasser aus weitausgedehnter und selbständiger Lektüre Vorzügliches; hier weiss er mit sorgfältig und originell gewählten Beispielen besonders scharf und glücklich zu charakterisieren. Dass er als Schweizer schweizerischen Brauch besonders gern herbeizieht, ist selbstverständlich; schweizerisch mutet auch die klare, sachlich-nüchterne Sprache an, die das grosse oder gar pathetische Wort — und das ist nun wohl schon baslerisch — mit grösster Vorsicht, ja fast Ängstlichkeit, vermeidet.

Das Werk gliedert sich in einen allgemeinen Teil, in welchem nach einer feinsinnigen Untersuchung über Sitte und Brauch im allgemeinen die Darstellungsmittel, wie Tanz, Feuer, Umzug, Masken etc. behandelt werden; der zweite Hauptteil schildert die Brauchgruppen des menschlichen Einzellebens, den Jahreskreis und schliesslich das Haus-, Gemeinde- und Arbeitsleben. Überall schöpft der Verfasser aus dem Vollen und wählt mit Bedacht das Bezeichnende; der Fachmann wird manches Neue und Anregende finden, der Freund des Volkstums das schmucke, reichhaltige und saubere Buch mit Vergnügen und Gewinn lesen. K. M.

K. Hielscher, Siebenbürgen. Leipzig, Brockhaus, 1936. 4°. 148 Bilder. M. 4. 50. — Das Buch enthält ausgezeichnete Bilder aus diesem interessanten Gebiet, wo mitten unter Rumänen und Ungarn die im frühen Mittelalter eingewanderten „Sachsen" (eigentlich Franken) ihre eigenartige Bauernkultur ansgebildet haben. Wir sehen die Landschaft, die Kirchenburgen, die verschiedenen Typen der Bevölkerung und ihre schöne Tracht, ferner ihr Haus- und Arbeitsleben und ihre Feste. Die Einleitung gibt einen kurzen geschichtlichen Überblick. Am Schluss sind Erklärungen zu den einzelnen Bildern beigefügt. P. G.

S. P. Kyriakides, Neugriechische Volkskunde. Thessalonike, 1936. 44 S. 14 Taf. — Der Verfasser gibt einen Überblick über drei Gebiete der griechischen Volkskunde: Volksdichtung, Volksglauben und Volkskunst, wobei er besonders die Beziehungen zur deutschen Volkskunde betont. P. G.

Hilde Emmel, Masken in volkstümlichen deutschen Spielen (= Deutsche Arbeiten der Universität Köln, herausg. v. E. Bertram und Fr. von der Leyen Heft 10). Jena, Diederichs o. J (1935). 79 S., 14 Abb. — Die Verf. gibt einen dankenswerten Beitrag zu der so nötigen umfassenden Untersuchung über die Formen der Maske beim Mummenschanz. Obwohl sie sich im wesentlichen auf die Maskensammlungen der Museen von Salzburg, Innsbruck und Nürnberg beschränkt, so sind doch ansprechende Ergebnisse zu verzeichnen; besonders wichtig ist die Einsicht, dass Maskenträger im geistlichen Spiel aus den volkstümlichen Umzügen stammen. Ein volles Verständnis der Maskenbräuche hat die Verf. nicht gewonnen; ihr Urteil ist da schwankend und nicht ohne Widersprüche und Voreiligkeiten. Ein seltsamer und folgenschwerer Mangel ist der, dass das eigentliche Fastnachtspiel viel zu kurz kommt; über sein Wesen und seinen Ursprung ist die Verf. ganz im Unklaren geblieben (vgl. Hwb. dtsch. Abergl. 5, 1827 ff.). Im Einzelnen wäre mancherlei zu beanstanden; so ist es z. B. alles andere als sicher, dass die Tierwesen im griechischen Dionysoskult „Totengeister in Tierverkleidung" waren (S. 17).

Für weitere Arbeiten dieser Art ist zweierlei zu wünschen. Erstens ist nicht nur die Gesichtsmaske, sondern auch das ganze Kostüm und die ganze Ausrüstung in Betracht zu ziehen. Zweitens muss versucht werden, die Maske kunst- und stilgeschichtlich einzuordnen; eine Aufgabe, die oft sehr schwer zu bewältigen, in manchen Fällen aber auch leicht lösbar sein wird.

Die Arbeit bringt manches Gute; namentlich ist manches Wertvolle und zu Unrecht Vergessene aus älteren und entlegeneren Schriften beigebracht. Aber Useners Kl. Schr. 4 und Rütimeyers Urethnographie der Schweiz durften nicht unbekannt bleiben. K. M.

Wilhelm Frenzen, Klagebilder und Klagegebärden in der deutschen Dichtung des Mittelalters (= Bonner Beiträge zur deutschen Philologie hg. von H. Naumann, H. Hempel und G. Weydt Heft 1). 98 S. Würzburg, K. Triltsch, 1936. M. 2. 50. — Eine dem Volkskundler sehr willkommene und nützliche Arbeit, die aus mhd. Ependichtung ein reiches Material über Trauersitten zusammenträgt. Dem geistesgeschichtlich orientierten Verf. kommt es vor allem darauf an, die historische Entwicklung herauszuarbeiten; er findet unbeseelte Gebärde und regelloses Klagegewirr in vorhöfischer Zeit, heldenhafte und mass-

volle, beseelte Haltung bei den Klassikern, hemmungslose und wehleidige Gefühlsraserei in der verfallenden Dichtung der Spätzeit. Nur den grossen Dichtern, vor allem Gottfrid und Wolfram, gelingt jener wunderbare Einklang, bei dem Wort und Gebärde adäquater Ausdruck der seelischen Stimmung sind. Nicht richtig ist die Aufforderung Kriemhilts an Siegmunt, „klagen zu helfen", gedeutet. Dies „helfen klagen" ist auch im Nibelungenlied feste Formel (vgl. Nib.lied 955, 4; 976, 1; 1007, 2; 1028, 3 Lachmann, ferner etwa Rudolf v. Ems, Willehalm 12985 ff.), die bei zahlreichen Völkern ganz ähnlich sich findet und als wirkliche Hilfe in der Trauer, wie Teilnahme und Trost, menschlich wohl verständlich ist. Aber solche Kleinigkeiten vermögen dem Dank, den wir für einen so reichhaltigen und sauber gearbeiteten Beitrag zur historischen Volkskunde dem Verf. schulden, keinen Abbruch zu tun. K. M.

Jahrbuch für Volksliedforschung. Mit Unterstützung von E. Seemann hsg. von John Meier. 5. Jahrg. Berlin, W. de Gruyter, 1936. — Als eine notwendige Ergänzung der grossen Volksliedausgabe geht das Jahrbuch mit grossen und kleinen Einzeluntersuchungen nebenher. Im ersten Artikel untersuchen John Meier und E. Seemann die zwei Balladen von der „Rheinbraut" und vom „Grafen Friedrich", denen beiden das Thema: Tod der Braut am Hochzeitstage gemeinsam ist und die darum aufeinander eingewirkt haben. Erst durch eine Ausweitung des Arbeitsgebietes, durch Heranziehen von skandinavischen und slavischen Parallelen wird es möglich, dunkle Stellen aufzuhellen. Der eigenartige Fall, dass Motive wohl in skandinavischen und slavischen, aber nicht in deutschen Fassungen vorhanden sind, zwingt zur Annahme, dass sie auch bei uns einmal vorhanden waren (Hirschjagdmotiv). Mit aller Vorsicht wird die Gestalt der Urfassung der Graf Friedrich-Ballade erschlossen, wobei immer beachtet wird, dass die Motive (Rolle des Zaubers, des Schicksalglaubens) sich aus der Geisteshaltung der Entstehungszeit verstehen lassen. Als grundsätzlich wichtig wird festgestellt, dass man unterscheiden muss zwischen künstlerisch hochstehenden Schöpfungen, die durch Geschlossenheit und Konsequenz auf einen Dichter hinweisen, und tiefer stehenden Machwerken von Spielleuten, die mit überliefertem Material wirtschafteten. Ferner wichtig ist die Forderung, dass untersucht werden muss, in welcher Zeit und Kultur ein Motiv zu Hause ist, und wie es in späteren Zeiten dem geänderten Geschmack angepasst wird. Auf diese Weise wird es der Balladenforschung möglich sein, indem sie das ganze europäische Material heranzieht, die Eigenart der deutschen Ballade zu zeichnen.

In den 9 kleinen Artikeln, die John Meier unter dem Titel „Allerhand" zusammengefasst hat, erkennen wir die mühsame aber notwendige Kleinarbeit, die bei der Volksliedforschung geleistet werden muss. Menéndez Pidal tritt in einem längeren Artikel über das Fortleben des Kudrungedichts dafür ein, dass im Gegensatz zu andern Theorien die Ballade, d. h. die episch-lyrische Form (wie sie in der Südeliballade u. a. vorliegt) jünger sein müsse als die epische Form.

M. Lang sieht in zwei unechten Tannhäuserliedern ein wichtiges Zwischenglied zwischen der echten Tannhäusergestalt und der späteren Ballade, und H. Naumann skizziert im Anschluss daran seine Ansicht, dass wir die Ballade bis in die Zeit der ritterlichen Dichtung zurückverfolgen müssen.

Ausser den genannten enthält der Band noch Artikel von J. Bolte über das französische Lied „La Péronnelle", von H. v. d. Au über den Wechselhupf im Volkstanz, von W. Thust über das Besenbinderlied und von K. Wehrhan über das Lied von Rob. Blum. P. G.

John Meier, Balladen. 2. Teil (Deutsche Lit., Reihe Das deutsche Volkslied). Leipzig, Reclam, 1936. — Während die grosse Volksliedausgabe naturgemäss nur langsam vorrücken kann, gibt John Meier hier den Abschluss der Balladen. Wie wir schon beim ersten Band gesehen haben, stellt er auch hier immer einige Fassungen oder auch verwandte Stücke nebeneinander, so dass der aufmerksame Leser selbst ein Bild von der Wandlung des Volkslieds gewinnen kann. Besonders wertvoll sind die Erläuterungen, worin in knappster Form Sicheres und Wahrscheinliches, was über das Lied gesagt werden kann, unterschieden werden, und wo wir auch Andeutungen erhalten nicht nur über die Zeit sondern auch das Milieu, in dem die Ballade entstanden sein muss. Wieder zeigt sich, dass in den Randgebieten des deutschen Sprachraums (wie in der Schweiz oder in der Gottschee) sich altertümliche Formen oft besonders gut erhalten haben. Es hat keinen Sinn einzelne Stücke dieser ausgezeichneten Sammlung besonders herauszuheben. Neben manchen bekannten trifft man immer wieder unbekannte und recht eigenartige Stücke (z. B. Nr. 82: Fünf Söhne). Auch die wenigen Muster von Zeitungs- und Moritatenlieder am Schluss möchten wir durchaus nicht missen. Sie runden das Bild erst ab. P. G.

Walther Wünsch, Heldensänger in Südosteuropa (Arbeiten aus dem Institut für Lautforschung an der Universität Berlin herausg. v. D. Westermann No. 4). Leipzig, Harrassowitz, 1937. 40 S., 4 Tafeln. — Ein kurzer, sehr lebendiger und eindrücklicher Überblick über den hochaltertümlichen Heldengesang des Balkans, der Ukrainer und Grossrussen. Der Verf. hat an Ort und Stelle umfangreiche Untersuchungen angestellt; sein Hauptinteresse gilt der musikalischen Seite, doch beschäftigt ihn das interessante Problem in seinem ganzen Umfang. Musikalische Proben eines montenegrinischen, zentralbalkanischen, ukrainischen und grossrussischen Heldenliedes, sowie einige vorzügliche Bilder sind beigegeben. Auf die angekündigten grösseren Veröffentlichungen des Verf. darf man sich freuen. K. M.

E. Littmann, Morgenländische Spruchweisheit. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1937. XI, 64 S. M. 3. — Der bekannte Tübinger Orientalist, der schon früher Sprichwörter aus Syrien, Ägypten und dem Sudan veröffentlicht hat („Arabian Proverbs", 1913), legt hier rund 200 Sprichwörter und 135 Rätsel aus Kairo in freier deutscher Übertragung mit den Erklärungen seines Gewährsmannes sowie gelegentlichen deutschen und lateinischen Parallelen vor. Zeugen scharfer Beobachtung und reich an treffenden witzigen Vergleichen geben sie guten Einblick in das Leben, Denken und Fühlen der arabischen Bevölkerung Kairos. Die gehaltvolle Einleitung verbreitet sich über Form und Inhalt der Sprichwörter, stellt sie in den weiten Zusammenhang morgenländischer Spruchweisheit, deren älteste kunstmässige Ausgestaltung aus Babylonien, Ägypten und Israel bekannt ist, und macht auf allerhand Berührungen mit Sprüchen aus Proverbien, dem Neuen Testament usw. aufmerksam. W. Bg.

Walter Schmidkunz, Waschechte Weisheiten. Gebr. Richters Verlag, Erfurt, 1936. ca. Fr. 1. 60. — In der gleichen originellen Ausstattung und Aufmachung, in welcher der Verlag Richters schon die Marterln und Schnaderhüpfln hat erscheinen lassen, gibt er nun eine Sammlung von bairisch-bäurischen Sprichwörtern und Redensarten heraus. Manchmal sind sie wohl derb, aber dafür träf und herzhaft und nennen mit erfreulicher Frische das Kind beim rechten Namen. Die lustigen Bilder stammen von Paul Neu. Hoffentlich bringt der Verlag noch mehr solch netter Büchlein heraus. R. W.

E. Kurz, Heilzauber der Letten in Wort und Tat (Veröff. der Volksk. Forschungsstelle am Herderinstitut zu Riga. Bd. 5). Riga, E. Plates, 1937. 8°. 185 S. M. 4. — Die Verfasserin hat aus handschriftlichem Material schöpfen können, und wir erhalten sehr genaue Angaben über die zauberkundigen Personen, über die volkstümliche Auffassung von Krankheiten und über die vielen Mittel, die angewandt werden. Als Verursacher gelten noch häufig die Toten oder Dämonen. Zur Abwehr werden Segen gebraucht, teils in altertümlich epischer Form, teils einfach Bibelstellen. P. G.

Der Neue Brockhaus. Allbuch in vier Bänden. 2. Bd. F.—K. Leipzig, Brockhaus, 1937. — Auch der zweite Band enthält in knappster Fassung eine Menge Wissensstoff. Die Auswahl des Aufzunehmenden wird jedenfalls grosse Schwierigkeiten verursachen; doch fehlen nur etwa, soweit ich kontrollieren konnte, Kleinigkeiten aus Spezialgebieten, so dürfte z. B. bei Feige als besondere Bedeutung die Geberde genannt werden. Von volkskundlichen Artikeln sind gut zusammengefasst u. a. Fastnacht, Hexe, Jul, Kiltgang, Klopfnächte. Gambrinus dürfte noch ergänzt werden. Auch die Schweiz ist berücksichtigt, seis in kurzen Darstellungen der Kantone und ihrer Geschichte, seis in der Erwähnung von Schriftstellern (z. B. A. und J. Frey), oder in der Nennung von Mundartausdrücken (Friesli, gheie, Kleb u. a.), einiges (gällig z. B.) scheint mir nicht ganz zu stimmen; ist wohl Stalder die Quelle? Erfreulich finde ich, dass in den biographischen Angaben durchaus nüchterne Sachlichkeit herrscht. P. G.

Ausgegeben Dezember 1937

Buchdruckerei G. KREBS, Fischmarkt 1, Basel.